

Die Welt im Radio

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **16 (1964)**

Heft 19

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE WELT IM RADIO

NOT DER EINSAMEN - AUCH IN ENGLAND

ZS. Wer englische Radiosendungen abhört oder englische Zeitungen liest, dem ist vielleicht schon die Häufung persönlicher Nachrichten aufgefallen, in denen Söhne und Töchter und sogar Ehegatten aufgerufen werden, sich in das Spital X zu begeben, wo ihre Mutter oder Vater oder Gatte krank darniederliege. Diese Aufrufe richten sich nicht etwa an Leute, die irgendwie gerade auf Reisen sind, sondern an solche, deren Adresse dem Kranken selbst unbekannt ist: die seiner Kinder oder der Gattin usw. Die einzig mögliche und auch zutreffende Schlussfolgerung ist, dass in England die Familienverhältnisse verhältnismässig lose sind, dass viele Leute nicht wissen, wo ihre nächsten Angehörigen wohnen und leben. Es kann einem begegnen, dass einem ein Engländer erzählt, er habe soeben seit 20 Jahren erstmals wieder seine Mutter gesehen. Dabei hat sie vielleicht nur 10 Km entfernt gewohnt. Auch sind die Fälle in England häufig, wo Leute unbemerkt sterben, und deren Tod vielleicht erst durch den Postboten oder durch den Milchmann geahnt wird, weil die Post oder die Milchflaschen auf der Türschwelle sich anhäufen.

Dieser fehlende Zusammenhang des Familienkreises ist eine der Hauptursachen für die Einsamkeit, in der so viele Engländer leben. Es ist merkwürdig, dass dieses Phänomen nicht im Film einen viel stärkeren Ausdruck gefunden hat, dass zum Beispiel nicht in England ein Antonioni, der immer wieder die Isoliertheit des Menschen in den Vordergrund rückte, seine Filme drehte. Er würde hier erstaunliches Material finden. Aber für die Engländer sind das Alltäglichkeiten, sie wissen nichts anderes, während für Antonioni, der aus einem Lande mit stärksten Familienbindungen und grösstem Gemeinschaftsleben kommt, das in seinem südlichen Teil überhaupt kaum mehr ein privates Leben kennt, nur noch ein gemeinsames auf den Strassen, die Entdeckung der Einsamkeit des Menschen eines Sensation gewesen sein muss.

Man scheint sich aber auch in England, wahrscheinlich durch Vergleich mit den Verhältnissen in andern Ländern, allmählich dieser Eigenheiten stärker bewusst zu werden. Im englischen Radio hat kürzlich A. Grabski darüber gesprochen. Interessant, dass es ein Ausländer war, oder doch ein Engländer ausländischer, (vermutlich polnischer) Herkunft, der das Thema aufgriff. Mit einem gewissen Recht verwies er daraufhin, dass die englische Einsamkeit ("Loneliness") nicht in die Sprache südlicherer Völker übersetzt werden könne. Es scheint sie dort in dieser Form nicht zu geben, sie gedeiht in den lärmigen, volkreichen Städten des europäischen Südens nicht, jedenfalls nicht in dieser gefühlsbetonten Form. Der italienische Ausdruck "Solitudine" enthält nicht das Bleigewicht des englischen Begriffs, er bedeutet nur Alleinsein, etwas künstlich maniert. Wohl aber entspricht ihm das deutsche Wort "Einsamkeit". Es handelt sich also um eine mehr nordische Sache, die nur dort gedeiht, wo das Klima ein Miteinanderleben auf den Strassen nicht zulässt. Hier müssen die Menschen rasch zu ihren Wohnungen oder Häuschen in den Vororten eilen, ohne Möglichkeit, miteinander zu leben. Selbst in den Wagen der Strassenbahn und in den Vorortszügen wird nicht gesprochen, und jeder trachtet nur darnach, möglichst schnell nach Hause zu kommen.

Möglich auch, dass die geographische Lage in England auch noch in anderer Weise hineinspielt: die Engländer sind alte Seefahrer und leben auf einer Insel. Gerade das Meer kann aber das Gefühl äusserster Einsamkeit in uns erzeugen, und die Abtrennung von jeder direkten Nachbarschaft mit andern Ländern durch das Meer muss es noch verstärken. Auch in der englischen Dichtung wird immer wieder die Stimme des Menschen hörbar, der sich in dem riesigen Ozean der Einsamkeit verloren fühlt, es aber oft als unabwendbares Schicksal des Menschen mit resignierter Selbstverständlichkeit hinnimmt.

Schwer zu sagen, ob die englischen Sitten eine Folge dieses Gefühls oder ob sie der Rasse eingeboren sind. Hier werden die Kinder der mittleren und höhern Gesellschaftsschichten schon früh aus der Nestwärme der Familien in kalte, disziplinierte, unpersönliche Schulinternate gesteckt. Die Familienbande werden dadurch bestimmt geschwächt. Es ist in England selbstverständlich, dass die Jugend auf das Ziel hin erzogen wird, möglichst bald auf eigenen Füßen zu stehen, unabhängig zu sein, die Nebenmenschen nicht mit ihren Sorgen zu behelligen, sich keinen Emotionen oder gar Leidenschaften hinzugeben. Das Resultat ist oft ein Mensch, der sowohl scheu als arrogant sein kann, und zwar letzteres aus der Verteidigung heraus, der aber auch selbständig und unabhängig ist. Sehr oft vermögen diese Menschen dann die Kruste der Einsamkeit nicht mehr zu durchbrechen, in die sie durch ihre Erziehung getrieben worden sind, durch die Kälte der familiären Umgebung, durch das ständige Zügeln jeden Gefühls. Es gibt hier auch eine Menge von Nervenzusammenbrüchen, wie man sie auf dem Kontinent nicht kennt, zusammen mit einer dauernden Verkrüppelung des Gefühlslebens. Auch die Art des englischen Wohnens in abgeschlossenen Einfamilien-Häuschen, spielt hier mit. Bezeichnend auch die oft sehr starke Tierliebe, wobei mit den Tieren in einem herzlichen Ton und mit zärtlichen Worten gesprochen wird, die in der Kälte der gesellschaftlichen Konvention niemals verwendet werden, eine typische Umkehrung des Unbewussten in einsamen Menschen. (Auch der zuletzt sehr einsame Friederich der Grosse pflegte zu sagen:

"Je mehr ich die Menschen kenne, umso mehr liebe ich die Hunde").

Für den Ausländer sind unter diesen Umständen menschliche Kontakte naturgemäss schwer herzustellen. Besonders die englischen Kleinstädte sind wahre "Gefrierpunkte", wo jedermann sich abschliesst. Aber der Ausländer kann sich damit trösten, dass auch die Engländer unter sich und besonders gegenüber jedem Neankömmling keineswegs herzlicher sind.

Unter solchen Umständen wird das Alter oft zu einer schweren Last. Ein ereignisloses, trübseliges Dasein ohne Freundschaft, der langsame Tod der Einsamkeit, ist häufig anzutreffen. Viele, besonders unter den Männern, flüchten in den Alkohol, Neurosen sind häufig. Aber es ist auch oft rührend zu sehen, wie englische Grossmütter sich bis zuletzt heroisch allein aufrecht halten, oft durch Gicht und Krankheit geschüttelt, niemanden mit ihrer Infirmität zur Last fallen wollen, von einem möblierten Zimmer zum andern ziehen, nur mit Büchern aus der Leihbibliothek lesend. Nur selten werden Augenblicke der Verzweiflung sichtbar. Eine solche Lebensführung muss zur seelischen Austrocknung führen.

Auf diesem Gebiet ist man heute in England hellhöriger geworden. Das seelische Klima soll etwas freier und geruhsamer gemacht werden. Die Versuche, die Menschen von der trocken-spartanischen Einstellung wegzubringen, von dem strengen Puritanismus, der noch immer unter der Decke glimmt, sind zahlreicher und stärker. Doch handelt es sich um tief verwurzelte Einstellungen, die nur langsam mit neuen Generationen gewandelt werden können.

Von Frau zu Frau

TEUERUNG

EB. Man spricht weiter wohl oder übel von der Teuerung, und man gibt weiter einen Haufen Geld aus, unbekümmerter die meisten als noch vor ein paar Jahren. "Man hat es" einfach. "Man" - nicht alle sind "man", und wer ein paar hungrige Mäuler zu stopfen, ein paar heranwachsende Buben anzuziehen und Studiengelder und Bücher zu kaufen hat, wird sich wahrscheinlich kaum mehr zu "man" zählen, sondern höchstens zähneknirschend auf jene blicken, die scheinbar kaum mehr wissen, was sie mit ihrem Geld anfangen sollen.

Aber über eine andere Entwicklung spricht man eigentlich nie oder selten, und doch dürfte sie selbst jene dankbar stimmen, die unter der Teuerung zu seufzen haben. Man spricht nämlich nicht davon, wieviel man aus einer Arbeitsstunde kaufen konnte und heute kaufen kann. So hatte man 1864 für 250 g Brot eine Stunde zu arbeiten, 1941 erhielt man für diese Stunde schon 2 kg und 1964 bekommt man 5 kg für die gleiche Arbeitsstunde. Bei der Milch waren es 1864 ein Liter, 1914 = 2 1/2 Liter und 1964 sind es 7 Liter. Unsere teure Milch, da steht sie nun in einem ganz andern Zusammenhang! Auch bei der aschgrauen teuren Butter sieht es ähnlich aus: 1864 ergaben eine Arbeitsstunde 80 g, 1914 165 g und 1964 350 g. Kartoffeln pflanzte man wohl am besten selber an, musste man doch für 500 g eine Stunde arbeiten, während man 1964 7 1/2 kg dafür erhält. Und wenn einer mit der neuen Eisenbahn ein Reislein machen wollte, so kam er für eine Stunde 2 km weit, 1914 waren es 13 km und heute sind es 37 km - bevor die nächste Teuerungswelle daherflutet . . .

Auch das sind Zahlen. Man begreift irgendwie, dass man sich früher mehr besann, was und wieviel man kaufen sollte und konnte. Eine Kartoffel war im wahren und im übertragenen Sinn mehr wert, und die Achtung vor der Materie, die man sich mit soviel Mühe errang, war entsprechend grösser. Manchmal fragt man sich im stillen Kämmerlein, wie die Welt wohl aussähe, wenn wir wieder ein bisschen länger arbeiten müssten, um die uns so erstrebenswerten Dinge zu erringen. Und man fragt sich, wie wir wohl auf Lohnabbau reagieren würden. Vielleicht wären wir recht wehleidig und würden zuerst einmal nach Vater Staat rufen. Noch viel mehr müsste er subventionieren, weil wir nicht begreifen könnten, dass wir uns da oder dort einschränken müssten. Oder vielleicht würden wir revoluzzen, aufbegehren, streiken und was der schönen Dinge mehr sind.

Vielleicht sogar sollten wir uns ganz ernsthaft überlegen, was wir in einem solchen Falle tun würden, so aus dem vagen Gefühl heraus, dass es doch "so nicht weitergehen kann". Sicher ist es in solchen Zusammenhängen ähnlich wie in andern: Wenn man sich einer Gefahr bewusst ist, wenn man ihr zu begegnen versucht, bevor sie einen getroffen hat, ist es leichter, im gegebenen Augenblick richtig zu reagieren.

Ich mache nicht in Pessimismus. Man kann auf mehr als eine Art glücklich leben. Ich meine bloss, wir bewegen uns auf einem ungeheuer schmalen Grat und könnten unversehens hinunterpurzeln. Wir sollten dann nicht allzu überrascht sein und wehklagen.